



Lust und Leid eines Afrkamissionars.

---

die Medizin schon helfen. Schon hatte die besorgte Mutter auch anderswo Hilfe gesucht, das verraten uns die zarten Tierpfötchen, die das Kind an Schnürchen um den Hals trägt. Das ist die Medizin, die der schwarze Doktor verschrieben hat. Ein Fellstreifen am Armchen soll die Wirkung des ersteren unterstützen. Ruhig mag das Kind diese Gegenstände tragen. Wir aber versprechen uns mehr von unserer Medizin.

Da kommt noch ein Mann angeritten. Er holt Medizin für den kranken Häuptling, der uns sagen läßt, wir möchten doch wieder einmal bei ihm zukehren, schon so weit liege unser letzter Besuch zurück. — Gut, morgen schon wollen wir seinem Wunsche gerecht werden, denn es wird Donnerstag, also Ausritttag.

## Lust und Leid eines Afrikamissionars

Tagebuchblätter von P. Majara CMM.

(Fortsetzung)

### 4. Vom Mutterkloster an die Front

17. 1. 23. P. Superior ruft mich heute: „Vater, Sie sind veretzt nach der Missionsstation Citeaur. Übermorgen werden Sie dahin abreisen.“ Mir läuft eine Gänsehaut über den Rücken. „Ja, aber wo ist dieses Citeaur?“ „Ungefähr am andern Ende der Welt.“ Nochmals eine Gänsehaut. „Aber, was soll ich dort tun? Ich kann doch die Sprache noch nicht! Ich kann ja nicht einmal Grüß Gott sagen zu den Schwarzen.“ „Die Sprache! Machen Sie sich keine Sorge, mein Vater. Das kommt alles von selbst im Laufe des Jahrhunderts. Wissen Sie, wenn man den Hund ins Wasser schmeißt, lernt er am schnellsten schwimmen!“ Ich bringe den Mund nicht mehr zu.

18. 1. 23. Wie traumverloren gehe ich umher. Einesteils freue ich mich. Also nun geht es an die vorderste Front. Den Armen das Evangelium zu verkünden, dazu war ich ja gekommen. Der Traum meiner Jugend geht in Erfüllung. Aber „Verkünden“, wie geht das ohne Sprache! Das ist es, was mir schwere Bedenken macht. Wenn ich mich auch noch so oft frage auf meiner Glaze, diese Sorge liegt zentnerschwer auf meiner Seele. Sorgfältig wird eingepackt und hergerichtet für morgen.

19. 1. 23. Nachts ein Uhr. Ein derbes Klopfen an meiner Zelle. Es reißt mich mitten aus meinem Traum. Ich war schon auf der Missionsstation. „Aha, ein Überfall der Wilden mitten in der Nacht. Das geht ja schon gut an!“ Eine tiefe Männerstimme brummt draußen: „Vater, aufstehen! um einhalbzwei Uhr hl. Messe.“ Der Bruder Nachtwächter ist es. Ich bin also noch in Mariannhill. Gott Lob. Kein Überfall!

Schon stehe ich am Altar. P. Superior ebenfalls. Das „Introibo ad Altare Dei“ steigt diesesmal aus bebendem Herzen. Introibo, ja, ich will hintreten zum Altare Gottes, jetzt bin ich entschlossen mein junges Leben auf dem Altare der Heidenmission zu opfern. Herr, mache mich stark wie Gedeon! Ich will hinzutreten zum Altare Gottes, zu Gott, der meine Jugend erfreut. Ja, eine hl. Opferfreude durchrieselt meine Seele. Ja, ich habe diese Freude später noch oft gespürt, gerade an den Tagen, an denen ich die meisten Opfer bringen durfte wie an Sonntagen nach stundenlangen Ritten in sengender Sonne über eine gluthauchende Steppe, wenn ich heimkehrte nach schwerer Arbeit auf der Außenstation und





Hochw. P. Benedikt und Br. Winfried, der Schmied,  
zur Zeit der Brüderegerzitiien in Kevelaer, Südafrika  
Photo: Mariannhiller Mission

noch nichts in mir hatte als die hl. Gestalten. Von 5 Uhr morgens bis 5 Uhr abends im Dienste der Seelen. Die Reisezehrung war meistens verschenkt an die armen schwarzen Kinder am Weg.

Wie ich bei der hl. Opferung die Patene hebe, lege ich mein Herz darauf. Herr, nimm es, dieses zuckende Herz, dieses Herz, das sich für dich verzehren möchte, obwohl es so schwach und so voller Fehler. Aber du hast ja das Schwache auserwählt, um das Starke zu beschämen. Und wie eine Antwort vom Himmel kommt tiefer Friede in meine Seele: Fürchte dich nicht, ich bin bei dir! Es genügt dir meine Gnade. Entschlossen fahre ich weiter: „Ich vermag alles in dem, der mich stärkt.“

Die hl. Messe ist zu Ende. Wir sitzen beim Frühstück: P. Superior und ich. Es will mir nicht recht munden. Der Kopf ist so voller Gedanken. Was wird dieser Tag bringen? Eine neue Welt! Ein neuer Abschnitt des Lebens beginnt.

Drei Uhr morgens. Wir sitzen auf der Kutsche. Ein Peitschenknall. Schon dröhnen die Hufe der Pferde auf dem Pflaster unter dem berühmten Torbogen von Mariannhill. Es geht hinaus in Ferne und Finsternis. Eine halbe Stunde Fahrt. Mariannhill liegt hinter uns. Knirschend durchschneiden die Räder den Sand. Es geht gen Osten, dem Meere zu. Draußen auf einer Landzunge steht der Leuchtturm von Durban. Seine Kuppel dreht sich und immer wieder streift ein starkes Strahlenbündel Meer und Land in der Runde.

3,45 Uhr. Wir stehen am Bahnhof Pinetown. Nur etwa fünf Fahrgäste warten auf den Zug, der von Durban, von der Küste herkommen soll, und uns hineintragen soll ins Land. Endlich tauchen in der Finsternis zwei rotglühende Augen auf. Eine mächtige Lokomotive braust her-



an. Wir steigen ein. Vornehme, lange D-Zugswagen. Ein Angestellter öffnet uns ein Abteil der zweiten Klasse. Die Schlummersofas sind herabgelassen. Wir steigen also ein und gehen gleich zu Bett, d. h. wir strecken uns in den Kleidern auf den Lederpolstern aus. Diese neue Erfahrung trifft mich wie eine Orfeige ins Gesicht: In den Zug gestiegen und gleich zu Bett gegangen.

P. Superior scheint das gewohnt zu sein. Und bald sehe ich ihn regungslos daliegen wie im tiefen Schlaf. Nur meine Lider fallen nicht. Das Herz pocht und die Schläfen hämmern. Meine Augen bohren sich hinein in die Dämmerung. Allmählich wird die Landschaft draußen immer deutlicher. Der Zug eilt dahin. Bald zwischen Maisfeldern und Bananenplantagen, bald an den Abhängen der Berge, an denen das Vieh weidet. Hütten der Eingeborenen aus Lehm und Stroh liegen zerstreut an den Hügelhängen. Nackte schwarze Kinder laufen an die rollenden Wagen heran und heben bittend die Hände. Sie sind hungrig.

Bis 12 Uhr mittags sitzen wir so in unserem Abteil. Da kommt die Station Deepdale, zu deutsch Tiefental. Es ist meine Endstation. P. Superior mahnt: „Vater, hier müssen Sie aussteigen!“ Der Zug hält. Schwarze stehen draußen, die Christen in europäischen Kleidern, die Heiden in ihrer bunten Tracht mit Perlen Schnüren, Tierfellen usw. Sie lärmern und lachen. Ich steige aus. P. Superior bleibt im Zug. Er reicht mir die Koffer durch das Fenster. Zwei schwarze Jungs springen herbei und nehmen sie mir gleich aus der Hand. Ich bin einfach sprachlos und gucke wie ein Dackel, dem man die Wurst vor der Nase weggeschnappt hat. Schon ausgeraubt beim Einzug und zwar mitten unter den Leuten. Da höre ich ein Lachen und ein härtiger Weißer winkt mir und ruft mir zu: „Willkommen, mein Vater, in Afrika! Übergeben Sie das Gepäck unseren Boys!“ Jetzt geht mir ein Licht auf: Also wieder kein Überfall! Ein Missionar hat mich abgeholt mit der Kutsche. Er steht nun bei den Pferden, damit sie nicht scheuen vor dem Zug. An meinem langen Bart war ich natürlich sofort als Missionar gezeichnet.

Wir steigen auf unsere Staatskarosse, ein Modell von gestern. Mein Mitbruder lenkt die Pferde, ich sitze neben ihm, die 2 Jungs hinter uns beim Gepäck. Ein Peitschenknall. Wir rollen weg. Auf holpriger Straße geht es hinein ins wilde Land. Kein Wald, kaum ein Baum oder Strauch tröstet das suchende Auge. Eine sonnenverbrannte Steppe ringsum. Hohes dürres Gras, von ödem Felsgestein durchbrochen, nur einige verkrüppelte Zwergebäume fristen ein kümmerliches Dasein. Und zwischen den Felsen suchen Ochsen und Kühe, Schafe und Ziegen ihre karge Nahrung. Hier und da rollt der Wagen durch einen fast ausgetrockneten Bach. Armselige Hütten liegen über die Hügel zerstreut wie große Bienenkörbe.

Etwa 3 Stunden Fahrt. Ein einsames Farmhaus steht am Wege, zugleich ein Kaufladen für die Eingeborenen. Ein großer Schild hängt am Eingang: Castle Beer. Wir halten. Mein Mitbruder meint: „Sie sind ein Bayer, ich bin ein Bayer. Wir haben beide Durst.“ Wir steigen ab und gehen hinein. Die Farmersfrau grüßt uns freundlich. Es ist mehr eine vornehme Wohnstube als ein ländliches Gastzimmer. Nur selten wird ein Gast sich hierher verlieren. Ein einziger Tisch genügt da. Mit Behagen trinken wir das kühlende Naß. Aber man merkt es gleich. Es ist kein bairischer Stoff. Wir sind eine andere Marke gewohnt. Immerhin besser als gar nichts.



Ein fernes Rollen und Grollen mahnt uns zum Aufbruch. Ein Gewitter naht. Im Westen ziehen schwere Wolken herauf. Wir lassen die Pferde etwas schneller ausgreifen. Nur mehr 2 Stunden, dann sind wir daheim. Aber immer schwärzer und dichter ballen sich die Wetterwolken. Schon taucht unsere Missionsstation in der Nähe auf. Noch eine halbe Stunde. Da plötzlich bricht über uns das Unwetter los.

Der Regen prasselt nieder, Blitze zucken, Donner rollen. So schwer und dicht fallen die Tropfen, daß ich nicht unterscheiden kann, ist es Hagel oder Regen. Wir können uns auf dem Wagen nicht mehr unterhalten, die Worte gehen unter im Rauschen des Regens. Wir fahren auf einer Bergstraße abwärts. Tosend wie Gießbäche stürzen die Wasser vom Abhang über die Straße, reißen ganze Felsen heraus und graben halbe Meter tiefe Rinnen und Löcher in den Weg und stürzen donnernd auf der andern Seite etwa 200 Meter tief hinunter in den Fluß Lurane. Die Pferde werden unruhig. Der Regen peitscht sie in die Augen. Sie können nicht mehr sehen und wollen nicht mehr voran. Der Wagen fällt von einem Loch ins andere. Wir steigen ab. Bereits durchnäßt bis auf die Haut, trotzdem wir noch schnell in unsere Regenmäntel geschlüpft waren. Ich frage meinen Mitbruder, ob ich etwa meinen Regenschirm aufspannen soll. Er lacht laut auf: Eine solche Idee! Es würde ihn einfach in Fetzen hauen. Wir stehen am Wege und halten die Pferde. Ich frage: „Wie sollen wir da weiterkommen? Auf dieser Straße geht es nicht mehr. Dort unten in der Mulde steht das Wasser schon 2 Meter über dem Wege.“ Wir müssen umkehren und von der andern Seite des Berges heimzukommen suchen.

Nur etwa 20 Minuten hatte der Wettersturm getobt. Aber die Wirkung war einfach verheerend, die Straße fast unfahrbar geworden. Vorsichtig drehen wir unsere Pferde um und suchen wieder aufwärts zu fahren. Es geht nur schrittweise. Oft halb bis an die Achse versinken die Räder im Morast. Nach weiteren 3 Stunden mühsamer und gefährvoller Fahrt nähern wir uns der Station wieder von einer anderen Seite. Eine halbe Stunde noch, dann sind wir da. Aber der Wagen geht nicht mehr weiter. Die Räder sind nun bis an die Achse eingesunken. Es bleibt uns nichts übrig. Wir steigen ab. Wir wollen eben die Pferde ausspannen und den Wagen später von den Eingeborenen holen lassen. Aber da kommen uns schon unsere schwarzen Arbeiter mit Eseln entgegen. Die letzte halbe Stunde also legen wir zu Fuß zurück.

Voll Schmutz und durchnäßt kommen wir auf der Missionsstation an. Es sind etwa 7 armselige Lehmhütten an einen Abhang gebaut. Die Schwestern kommen uns händeringend entgegen. „Vater, das Wetter hat alles zerstört!“ Sie führen uns nun hinab an den Fluß, der die Station mit Wasser versieht. Eine eiserne Hängebrücke hatte uns verbunden mit dem anderen Ufer, auf dem die Eingeborenen wohnen. Aber nun welche Verwüstung!

Der Fluß macht hier ein Knie, eingezwängt zwischen Felsen. Das Wasser hatte sich hier gestaut. Der Fluß war hier in einer halben Stunde etwa 5 Meter gestiegen. Die Brücke war zerstört, die Betonpfeiler herausgerissen, die Eisenketten zersprengt wie Zwirnsfäden, die Eisenbahnschienen gebogen wie Streichhölzer, die Balken weggeschwemmt. Der Fluß war über die Ufer getreten und hatte die Felder mitgenommen. Wir hatten dort Mais und Kartoffel gepflanzt. Mein Mitbruder biß grimmig auf



seine Tabakspfeife, die er sich in Stunden höchster Erregung immer ins Gesicht steckte und knirschte: „Für dieses Jahr ist die halbe Ernte wieder vernichtet.“ „In Gottes Namen“, seufzten die frommen Schwestern. So standen wir sprachlos vor dem Greuel der Verwüstung.

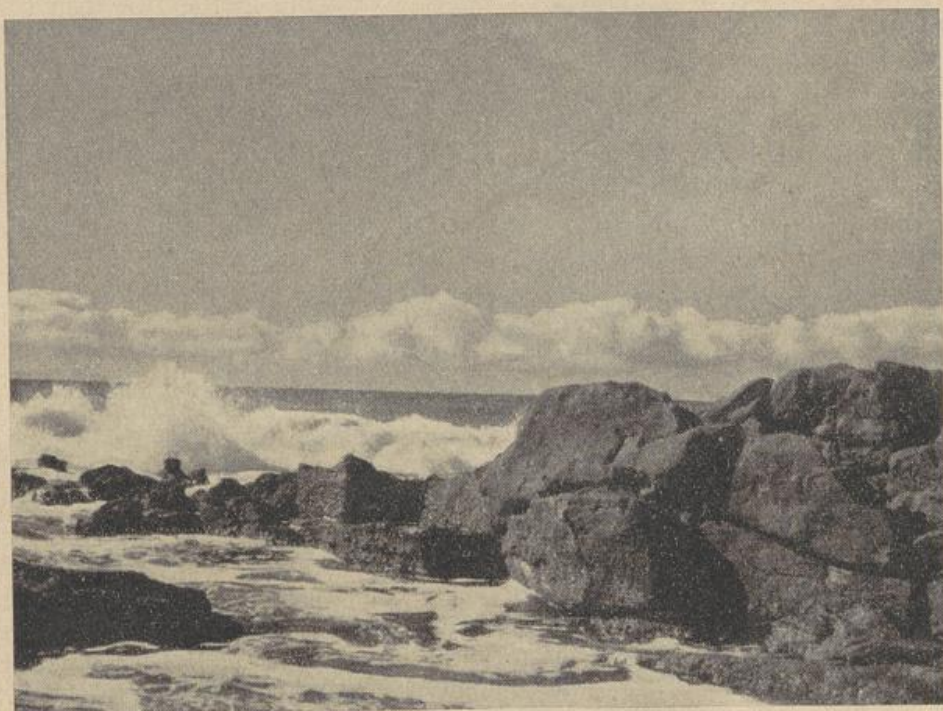
Diese Missionsstation St. Katharina war noch nicht meine eigene Station, aber meine nächste. Vorläufig blieb ich hier zwei Tage, um mich von dem ersten Schrecken der Reise zu erholen. Dann erst setzte ich meinen Weg fort der neuen Heimat entgegen.

---

## Etwas über den Wert der hl. Messe

Von P. Joseph Kammerlechner CMM.

Es soll nun hier keine dogmatische Abhandlung folgen, sondern ich möchte nur zeigen, was man praktisch für eine hl. Messe Opfer bringen müßte, wenn man schon einmal überzeugt ist davon, daß es nichts geben kann auf Erden, was dem Wert einer einzigen hl. Messe auch nur annähernd gleich käme. Was tun die Menschen nicht alles und was für Opfer bringen sie nicht für ihren Sport, für ihr Vergnügen, ja, wagen wir es nur zu sagen, für ihre Sünden. Nun ist das alles, mit dem Auge des Glaubens gesehen, als nichts zu erachten im Vergleich mit einer einzigen hl. Messe. Was sollten dann erst die Katholiken für Opfer bringen für eine hl. Messe, wenn andere schon solche Opfer bringen für das absolute Nichts. Wir wagen es gar nicht zu sagen, daß wir hier mit so we-



Wellen und Felsen am Indischen Ozean bei Port Rynie

Photo: P. Gräter, Amzinto